

Fieberträume.

Eine Erzählung aus Neu-Guinea. — Von Dr. med. Schne.

In den neunziger Jahren war ich Schiffarzt auf einem jenseitigen Singapores und Neu-Guinea fahrenden Dampfer. Während der ersten Reise vor den Einwirkungen des ungesunden Klimas verschont geblieben, erkrankte ich kurz nach Beginn der zweiten so schwer an Malaria, daß ich Wochen hindurch bettlägerig war. Endlich ließ das Fieber nach. Inzwischen war eine so große Schwäche zurückgeblieben, daß ich den ganzen Tag über auf meinem langen Stuhl an Deck lag, ohne im Stande zu sein, auch nur die Hand zu rühren. Gänzlich ohne Bedürfnis an Nahrung, schluckte ich mit Mühe drei oder vier Teller Milch hinunter, die man mir in den Mund goß; mehr vermochte ich nicht zu vertragen. Trotzdem war nicht zu verkennen, daß sich mein Zustand langsam, fast unmerklich, aber doch beständig besserte. In dieser Zeit erreichte unser Fahrzeug Neu-Pommern und lief in die prächtige Bucht von Bai ein. Mit neuwüthiger Freude begrüßte ich die liebliche Scenerie, die „Mutter“, die „Nord-“ und „Südwärter“, drei ehemals thätige, jetzt erloschene und mit dichtem Busche bedeckte Vulkanen. Neben ihnen präsentirte sich der erste hohe Gebirgs-Gebirge, das aus seinem schwarzen Lavafegel zergerade aufsteigende blaue weiße Schneefelder emporstie. Bei meiner vorigen Anwesenheit hatte ich oben auf seinem Gipfel gestanden und meinen Blick weit über das blaue Meer und die palmenbedeckten Inseln schweifen lassen. Und heute — der Kontrast war zu groß!

Bald rasteten die Unter in die Tiefe; das Schiff lag fest. Ein Ruderboot stieg vom Lande ab und brachte Herrn T. an Bord, mit dem ich bei meinem ersten Besuche hieselbst vernünftige Stunden verbracht hatte. So merkwürdig die Tatsache auch erscheinen mag, dieses Wiedersehen war mir sehr peinlich, denn ich schämte mich im Geheimen geradezu meines hilflosen Zustandes. Gleich darauf langten mehrere Fahrzeuge mit Kanonen an, die unsere Ladungen löschten sollten. Die schwarzen, nur mit bunten Hüfttuchern bekleideten Menschen eilten gesittelt und schreiend hin und her. Bald war zur Lösung der Ladung Alles geordnet, und das ohrenzerreißende Geräusch der Dampfmaschinen begann. Dieses Stampfen, Lärmen und Getöse, zu dem sich noch eine Gluthitze gesellte, die über der von Bergen umflossenen Bai unbeweglich lagerte, gab mir in wenigen Minuten den Mehl. Ich fühlte, daß ich das unmöglich länger ertragen konnte. Auf meine Bitte stellte mir Herr T., der wohl wissen mochte, wie einem Malariaerkrankten zu Muthe ist, sein Boot zur Verfügung, wobei er mir rieth, nach seinem Hause hinüber zu fahren und es mir dort bequem zu machen. „Sie sind da völlig ungestört; höchstens treffen Sie einen meiner Händler, der gerade zum Besuche ist.“ — Ich machte von der Einladung gleich Gebrauch, froh, aus dem mich so empfindlich peinigenden Lärm zu entkommen.

Nie ist mir ein Weg so entsetzlich lang vorgekommen als der vom Strande zu dem etwa fünf Minuten entfernten Hause. Obwohl von meinem braunen Begleiter mehr getragen als geführt, gelangte ich erst nach mehrmaligen Ausruhen an meinem Ziele an, um dort völlig erschöpft auf einen langen Stuhl zu sinken. Nach längerer Zeit erholte ich mich soweit, daß ich um mich zu blicken vermochte. Der Hausjunge, ein kraushaariger Inselbewohner, hatte ein kleines Tischchen neben mich gerückt, eine Flasche Wein darauf gestellt und mir dienstfertig ein Glas eingegossen. Ich mochte mehrere Stunden in der frischen Brise, welche die breite Veranda betraf, gelegen haben und fühlte mich inmitten der tiefen Ruhe, bei dem leisen Rauschen der Palmen und den süßen Düften, die farbenprächtige Blumenfelde ringsumher ausschlugen, allmählich ganz glücklich. Ich nippte von Zeit zu Zeit an meinem Glase und bekam zuletzt so viel Muth, mir ein weiches Ei machen zu lassen, das ich auch auf, eine Leistung, auf die ich ungewohnt stolz war. Mittlerweile war der schon erwähnte Händler auf der Veranda erschienen, ein älterer, starknögiger Mann mit harten Zügen, die von Stein zu sein schienen, und Augen, die unerbittlich und mittelstlos blickten. Allmählich entstand eine Art von Gespräch zwischen uns, obwohl ich mich bei meiner Mattigkeit fast auf das Zuhören beschränkte. Er hatte meine Bitte, mit mir zu trinken, nicht abgeschlagen und sich wiederholt eingegossen, wobei er in demselben ruhelosen Auf- und Abgehen nicht unterbrach. Die erste Flasche war allmählich leer geworden, der Junge brachte eine zweite, die dem Genossen meiner Einseitigkeit völlig die Zunge löste. Er erzählte von seinem Leben unter den wilden Kannibalen der Salomon-Inseln, zwischen denen er seit zehn Jahren wohnte, um für Herrn T. gegen europäische Waaren Schildpatt und Perlmutter, hauptsächlich aber Copra (Kokosnuß) einzutauschen. Bunte und krause Geschichten, voll seltsamer Abenteuer, blutige und unblutige Abenteuer, berichtete er, denen ich mit Interesse lauschte. Allmählich schien es mir heiß und heißer zu werden. Dazu brauste es mir vor den Ohren. Seine

Stimme tönte immer ferner und ferner, aber ich verstand deutlich jedes seiner Worte. Mir ward seltsam zu Muth. Ich fühlte meinen Puls. Reuzig Schläge! Dazu ging er hoch und niederherauf. Offenbar hatte ich einen neuen Anfall. Aber die Stimme dröhnte gleich einer Glocke weiter und athemlos lautete ich seltsamen Mähren.

Glühend drang die Sonne in das hohe Gemach. Ich erwachte und fand mich in einem großen Bette liegend, das ich nicht konnte; um mich spannte sich ein feines Netz, das meinen Schlummer vor den Mosquitos geschützt hatte. Wo war ich, wie kam ich hierher? Nicht lange sollte ich im Unklaren bleiben, denn ich sah eben den mir wohlbekannten Jungen austreten und gleich darauf trat auch Herr T. herein.

„Na, Doktor,“ sagte er in seiner grünen Weise, „sind Sie munter? Wie fühlen Sie sich? Ich fand Sie gestern im bösen Zustande auf Ihrem Stuhl. Sie hatten einen Rückfall. Ich habe Sie dann schnell in's Bett gepackt. Hoffentlich ist die Sache jetzt vorbei? — Möchten Sie vielleicht etwas essen?“ Ich dankte. „Uebrigens haben Sie gestern einigemmaßen Unsinns geredet; namentlich lehrte ein sechsfüßiger Wölbler in Ihren Phantasien häufig wieder.“

Sechsfüßiger Wölbler? Das kam mir fast bekannt vor; ich sann nach, aber mein Kopf war leer, meine Gedanken vernebelt. Endlich dämmerte es in mir, wie ich hierher gekommen war, ich dachte an das Schiff, die Veranda, den Wein, den Händler. . .

Herr T. hatte mich wieder verlassen. Ich lag mit offenen Augen da, nachdenkend, wachend, vielleicht auch träumend. Da hörte ich sie wieder, die Stimme in der Ferne, die seltsam Schauerliches erzählte.

„Vor langen Jahren lebte ich auf den neuen Hebriden, wo ich mit den Eingeborenen handelte. Das Geschäft ging gut, Verlen, Perlmutter und andere einheimische Erzeugnisse häuften sich in meinem Hause, aber die Bevölkerung war so wild, daß ich beständig auf der Hut sein mußte. Mehrfache Ueberfälle wurden versucht, aber es gelang mir, sie abzuwehren, und so blieb ich vor den Schmortöpfen der Kannibalen glücklich verschont. Warnt mich doch Litor, die Tochter des alten Tuge, immer rechtzeitig vor heimlichen Anschlägen ihrer Landsleute. Ihre Mutter war wohl eine Malaien gewesen. Das Mädchen besah wenigstens eine hellere Hautfarbe als die meisten Einwohner jener Inseln, in dessen verrieth ihr krauses Haar und die aufgeworfenen Lippen das Papuanische in ihren Aern. Sie sorgte für meine Bedürfnisse, hielt meinen Hausstand in Ordnung, pflegte mich, wenn ich fieberkrank darniederlag und machte für meine Sicherheit, kurz, sie war für mich der Begriff der Treue und aller Tugenden, den man sich nur denken kann. Eines Tages erschien der alte Häuptling Jeje von Vanikoro, der sie begehrte und Zug durch große Geschenke bestimmte, ihm seine Tochter abzutreten, Litor indessen war nicht gewillt, zu gehorchen, sondern schlüchzte unter meinen Schutz. Meine gute Winksternbüchse, so daß ich mit Zuriücklassung seiner Geschenke groß und oblag.“

Mit der Zeit gingen meine Tauschwaaren zu Ende, und so entschloß ich mich denn, die Insel zu verlassen, um neue herbeizuschaffen. Ich besah ein großes Eingeborenenfahrzeug, belud es mit dem Erworbenen und nach eines schönen Tages bei Sonnenaufgang in See. Die braunen Mattenfelge schwellete ein günstiger Wind, so daß mein ungestümes Fahrzeug mit großer Geschwindigkeit dahingalitt. Ich richtete meinen Kurs zunächst auf die Insel Vanikoro, auf der ein mir befreundeter Trader wohnte. Inzwischen lag sein Haus in Trümmern; er selbst war von den Eingeborenen erschlagen und aufgefressen worden. Das war erst vor wenigen Tagen passiert, wie mir seine beiden getreteten Jungen, die ich an Bord nahm, erzählten. Der eine davon, ein ziemlich reiner Malay, Namens Eki, erwies sich als sehr geschickt, so daß ich meine gute That scheinbar gleich belohnte. Er war, mit den Papua verglichen, recht intelligent, und verstand z. B. sehr wohl den Mechanismus einer gewöhnlichen Flinte. Mein Winkstern war ihm dagegen ebenso geheimnißvoll wie den Papua. Ja, er schien die Scheu, die diese vor dem gefährlichen Gegenstande hegten, völlig zu theilen und suchte ihm sichtlich fern zu bleiben.

Sieben Personen, nämlich ich, das Mädchen, meine drei Papua und die beiden Hinzugekommenen, waren für das kleine Schiff entsetzlich zu viel! Da während der nächsten Tage gar kein Regen fiel, wurde das Wasser sehr knapp. Qualvoll war die Zeit, die jetzt über uns hereinbrach. Täglich spannte sich der Himmel tiefblau über uns aus; er schiedte uns seinen Tropfen des ersehnten Regens! Schließlich war es uns kaum noch möglich, die Segel zu bebiegen.

Nach mehreren Tagen gelangten wir in die Nähe einer kleinen Insel. Wenn es dort kein Wasser gab, waren wir verloren! Die auf ihr befindliche Vegetation schien dürftig genug; es waren einige Kokos, Pandanus, sowie bürres Eichenholzgestrüpp. Unsere Hoffnung läuschte uns jedoch nicht; wir fanden nicht nur das ersehnte Wasser, mit dem wir uns labten und

unsere beiden Kräfte füllten, sondern auch einige Kokosnüsse, deren kühlende Milch uns Halberdarmen töstlich mundete. Ich hatte den Wasserbehälter, um eine Verbundung möglichst zu verhindern, in den Schatten des niedrigen Gebüsches stellen und mit Blättern zu bedecken lassen. Die Dämmerung war darüber hereingebrochen, die Sterne zogen golden am Himmel herauf. Bei der Unmöglichkeit, die schmale Bucht voller Korallenbänke und Untiefen anders als bei Tageslicht zu verlassen, war es das Beste, ruhig am Lande zu bleiben, um mit aufgehender Sonne in See zu stechen, falls der Wind günstig war. Sehr vergnügt legte ich mich zum Schlafen nieder, die Büchse an der Seite, Litor zu meinen Füßen, ein Papua und die beiden fremden Jungen unweit von mir; zwei Papua hatte ich als Befahrung an Bord zurückgelassen.

Eben ging die Sonne auf, als ich erwachte. Eine leichte Brise strich durch die strahligen Blätter der Pandanus, die leise knarnten. Also auf! „Litor!“ rief ich, aber die Stelle, an der sie geschlafen, war leer! Verschwunden waren die Farbigen, mit ihnen meine gute Flinte. Als ich erstaunt die Augen erhob, sah ich zu meinem Entsetzen das Fahrzeug bereits in offener See, mit geschwellten Segeln gen Westen strebend. Ich war schmächtig verlassen, verrathen und dem Tode preisgegeben. Denn das Eiland, auf dem ich mich befand, hätte auf die Dauer kaum Nahrung genug für eine Maus, geschweige denn für einen Menschen geboten. Außerdem hatten die Koralleninseln das Regenwasser immer nur für kurze Zeit. Mechanisch sog ich an meiner kalten Pfeife und stellte fest, daß ich bereits so gut wie begraben sei. Dagegen war nichts zu machen! Das Schiff, mein Schiff, wurde langsam kleiner, aber noch immer sah ich sein Segel sich deutlich von dem tiefblauen Horizonte abheben, der sich nach allen Seiten hin ausbreitete, wolkenlos und tiefblau, wie in den schrecklichen Tagen vorher. Die Verzweiflung erfaßte mich, da ich verlassen, dem schrecklichsten Tode geweiht war. Mit brennenden Augen schaute ich dem Fahrzeug nach, bis die immer höher steigende Sonne mich zwang, meinen Blick am Ufer zu verlassen und im Schatten vor ihren sengenden Strahlen Schutz zu suchen. Mechanisch lehrte ich zu der Stelle zurück, an der ich die Nacht verbracht hatte, aber auch hier fand ich keine Rührung und so wandte ich mich dem Gebüsch zu. Dort in der Nähe jener Palme hatte ich die Kräfte verstaun lassen. Täuschte mich denn mein Auge? Sah ich nicht deutlich die Wölbung der Blätter, die ich gestern über sie hatte breiten lassen? Ich stürzte darauf zu. Wahrhaftig lagen sie da, beide und unverfehrt! Bei der überleiteten heimlichen Abreise mußten sie vergessen worden sein. Noch bedante sich der Himmel dunkelblau nach allen Seiten. Wenn es nicht regnete, waren die Verräther gezwungen, zurückzukommen, oder sie mußten verschwinden. Eine Aussicht an Rettung!

Jetzt fühlte ich mich plötzlich fieberhaft erregt, während vorher das kalte Gefühl des Unwiderstehlichen neben Endes alle meine Kräfte gelähmt hatte. Freilich, ich war waffenlos, aber „sümpfte Wuth hatte sich meiner bemächtigt. Kein Tropfen Regen fiel. Richtig wurden die Umrisse meines Fahrzeuges wieder größer und größer; es war umgekehrt und kurz vor Sonnenuntergang erschien es wieder in der kleinen Bucht. Mittlerweile war die Ebbe eingetreten. Die mannshohen Korallenbänke auf dem Riff, die sich sonst unter Wasser befanden, ragten daher frei hervor. Jetzt sah ich das kleine Boot abstoßen; in ihm saßen Eki, der jede Minute beim Rudern den Kopf nach dem Ufer wandte, sein Genosse und zwei meiner Leute. Wo mochte der weiße Mann sein? Schielte er vielleicht im Schatten der Pandanus? Langsam näherten sie sich dem Ufer. Nichts war von dem Verlassenen zu sehen. Schon vermochte ich deutlich ihre angstverzerrten Gesichter zu erkennen.

Ich hatte mich, von den Korallenbänken gedeckt, durch die nahestehenden Tümpel waltend, an mein Fahrzeug geschlichen und schwang mich nun plötzlich an Bord. Mit einem Sprunge hatte ich meinen Winkstern, der, wie gewöhnlich, am Eingange der an Deck befindlichen Kajüte hing, erreicht und schlug auf die gänzlich überrostenen, nach dem Lande blickenden Leiste an. Der Papua blieb regungslos vor Schreck, das Mädchen schien sich kaum auf den Füßen halten zu können. „Litor,“ preßte ich zwischen den Zähnen hervor, „nicht dieses schwarze Hundes wegen hast Du mich verlassen; Eki ist's?“ — „Ja, Herr,“ sagte sie, „und nun schief!“ Dann schloß sie schauernd die Augen und erwartete den Tod als Strafe ihres Verraths. Der Schwarzwarze nicht zu fürchten, und so richtete ich meine Büchse auf das Boot, das soeben mit den Jägern anlangte. „Das Wasser an Bord!“ brüllte ich, die Mündung auf den erbleichenden Eki richtend. Der Befehl wurde jögernd befolgt. „Zurück, zum Ufer!“ donnerte ich dann. Sie wagten dieser Weisung nicht zu widerstreben. Langsam enfsenkten sie sich und hatten bald den weisbleudenden Strand mit seinen Korallenrücken erreicht. Mit Hilfe des Papua segelte ich jetzt Segel, nachdem ich dem vor Angst fast bewußtlosen Mädchen das Steuer in die Hand ge-

geben hatte. Allmählig gelangte ich in die offene See. Jetzt war es Zeit, das Strafgericht fortzuführen. Ich sah die neben dem Steuer lauenernde Litor bei den runden Armen und riß sie empor. Sie war ja die Schuldige von Allen. „Geh zu Deinem Eki!“ schrie ich höhnisch und warf die Verrätherin kalten Blutes über Bord. Sie schwamm nothgedrungen dem Land zu. Dann, meine Büchse auf den Papua richtend, zwang ich auch diesen, in's Meer zu springen. Dann schaute ich das Steuer und in der aufsteigenden Nacht verschwand bald die Insel hinter mir. Dort traf die Verräther der verdiente Lohn, der mir zu gedachte Lob! Vielleicht findet ein dort Landender einstmals ihre gebleichten Gebeine! Das ist das Ende Litors und ihres Eki!“

Hatte ich dieses Alles geträumt, oder hatte der Händler es wirklich erzählt? Ich vermochte darüber nicht in's Klare zu kommen, und gerath mir darüber vergeblich meinen armen, vom Fieber noch ganz wirren Kopf. Den Händler, der mir hätte Auskunft geben können, sah ich während meiner Anwesenheit an der Blanche-Bai nicht wieder. Das konnte Zufall sein, vielleicht aber auch nicht! Damals schwante ich. Heutzutage glaube ich sicher, daß ich nicht geträumt habe. Der Mann wollte offenbar jeder Frage meinerseits von vornherein aus dem Wege gehen und behauerte wohl, mir Derartiges erzählt zu haben.

Die Herkunft der Hausthiere.

Die Frage, woher unsere Hausthiere stammen und wie und wann sie zum ersten Male in den Besitz des Menschen gekommen sein mögen, tritt in gewöhnlichen Leben nicht leicht an jemand heran und doch betrifft sie ein überaus wichtiges und schwieriges Problem der Naturwissenschaft wie der Kulturgeschichte. Daß die meisten Hausthiere schon in vorgeschichtlicher Zeit gezähmt und an den Menschen gewöhnt waren, ist unzweifelhaft; aber ob die europäischen Hausthiere voreinst hier wild lebten oder ob sie aus Asien stammen und gelegentlich der — hypothetischen — Einwanderung der Franer nach Europa hierher kamen, ist nicht leicht zu entscheiden. Während die Einen diese Art der Herüberkunft für unzweifelhaft erachten, wird von anderer Seite die Einwanderung der Franer nach Europa überhaupt für ein Traumgebilde erklärt. Wie dem nun immer sein mag, jedenfalls kommen schon in den ältesten Pflabauten Hausthiere vor, nämlich Hund, Schwein, Ziege, Schaf und Rind, von denen, wie Th. Studer nachweist, teils einen rein einheimischen Repräsentanten hat, von dem sich vermuthen ließ, er sei an Ort und Stelle gezähmt worden. Der Hund in den ältesten Pflabauten des Meeres ist der kleine Dorshund, sehr abweichend vom Wolf; das Schwein eine vom Wildschwein und der Stier eine vom Urstier sehr abweichende Art. Neben diesen Hausthiere erscheinen in den ältesten Pflabauten die Jagdthiere ihren Aonen nach ziemlich gleich zahlreich vertreten, aber in der Bronzezeit, wie sie Möringen betritt, treten die Jagdthiere neben den Hausthiere vollständig an Zahl zurück; eine neue Klasse des Thieres erscheint, das Dorschwein ist durch das langohrige Hauschwein ersetzt und statt der alten Hundrassen findet sich der Wolfshund. Auch ein neues Hausthier tritt auf, das Pferd, in einem kleinen Schlage, jedoch es scheint, als trennt in der Blüthezeit der Bronzezeit eine Aufnahme neuer Hausthiere stattgefunden habe. Genauer hierüber wissen wir nicht und ebensovienig, wie viele Jahrtausende verlossen sind, seit die ältesten Pflabauten in den Schweizer Seen errichtet wurden. Die größte Schwierigkeit hat man darin gesehen, sich vorzustellen, wie der Urmench überhaupt dazu kam, Thiere zu zähmen, deren Augen für ihn er gar nicht vorher wissen konnte. Inzwischen macht Dr. Otto sehr richtig darauf aufmerksam, daß die ersten Versuche nach dieser Richtung hin durchaus nicht von weit aussehenden Individuen der Vorgeit angestellt, sondern höchst wahrscheinlich nur aus Spielerei oder durch den Gesellschaftstrieb des Menschen veranlaßt worden sind. Die heutigen Naturvölker in Süd-Amerika und Südafrika gehen uns in dieser Beziehung wichtige Anhaltspunkte, denn sie sind Meister in der Kunst der Zähmung und pflegen sich mit einer Menge Spielgefährten aus dem Thierreich zu umgeben. Auch Regel hier hervor, daß der Mensch auf der niedrigsten Kulturstufe immer erst das thue, was ihm gefalle, das Nützliche in der Regel aber nur, wenn ihn die Noth dazu zwingt. Deshalb sinde man bei den niedrigsten Völkern den Hund als einzigen dauernden Gefährten des Menschen, obwohl auf dieser Kulturstufe der Nutzen des Hundes nur gering sei. Der Hund ist unzweifelhaft überhaupt das älteste Hausthier, auch wird er in allen Zeiten, von denen die Geschichte meldet, in allen Zonen und bei allen Völkern gefunden. Was seine Herkunft anbelangt, so nimmt man heute an, daß Wolf und Schafal Hauptwurzeln derselben sind. Merkwürdig genug, sagt Hahn in seinen wichtigen Studien über die Hausthiere, daß es trotz der verschiedenartigen Ursprünge, der ungeheuren Größenunterschiede und aller anderen Abweichungen nicht zu einer spezifischen Trennung gekommen ist; selbst in den entlegenen Theilen der Welt, in Australien und im Feuer-

land, ist der Hund Hund geblieben. Der riesige Bernharbier wird das zarteste und kleinste Zwergpinscherschen und Seidenpudeln immer noch als Hund anerkennen, nicht aber als ein fremdartiges Wesen betrachten. Daß trotzdem Abneigung und Zuneigung unter verschiedenen Hunden existirt, ist selbstverständlich, hat aber meist seinen Ursprung mehr im Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Herrn. Burton erzählt, daß europäische Hunde im Besitz der Neger, welche sich dieselben gern verschaffen, ohne doch unser Verständniß für ihre Pflege zu besitzen, nicht nur beim Anblick eines Weibes eine unwürdige Freude äußern, sondern auch sofort unerböthlichen Anstalt machen, sich ihm anzuschließen. Hahn betont, daß man den wirtschaftlichen Werth des Hundes für sehr niedrig stehende Völker oft überschätze. Jäger, die noch keine weitreichenden Feuerwaffen haben, können den Hund nur wenig gebrauchen und ihre feinen Sinne machen ihnen einen Spürhund vielfach entbehrlich. Man findet daher den Hund bei den tiefer stehenden Stämmen öfter als einen hervorragenden Genossen des Lagerfeuers und des Weibes, seltener als Kampfs- und Jagdgenossen der Männer. So war es gewiß auch mit den jung eingefangenen Wölfen, deren Nachkommen in der Fortzucht dann zu Hunden geworden sind. Daß der Hund erst das Hirtenleben ermöglicht habe, ist eine sehr weit verbreitete, aber nach Hahn durchaus irrige Meinung. So wichtige alte Hausthiere wie Ziege und Rind erfordern meist keinen Hirtenhund, dagegen ist er für die Fischer- und Jägerwölfer der arktischen Gegenden unentbehrlich. In den ältesten Zeiten ist der Hund fast lediglich zur Zehnoffe des Menschen, während als erstes wirtschaftliches Hausthier der östlichen Erdhälfte das Rind erscheint. Es ist nach Hahn so sehr das Vorbild und die Grundlage unserer ganzen ökonomischen Kultur, daß die andern wirtschaftlichen Hausthiere eigentlich nur Besolgsstheie sind, die sich ihm anschließen. Unsere übrigen Hausthiere lernte man erst dann gewinnen, pflegen und zähmen, als man am Rind das Vorbild und Muster der wirtschaftlichen Verwerthung gefunden hatte.

Als Stammart der heutigen Rinderassen ist, wie Nehring nachgewiesen, der Bos primigenius mit seinen Varietäten zu betrachten und Europa die Hauptheimath desselben gewesen. Mit der Herabildung des Rindes als Milchthier scheint ziemlich gleichzeitig seine Vererbung als Arbeitsthiere erfolgt zu sein. Nur an der äußersten Grenze der Verbreitung ist nach Hahn diese Verbindung gelodert. So dient in Südchina das Rind als Arbeitsthiere aber nicht als Milchgeber, während Milch und Butter in Afrika gewonnen werden, aber mit Ausnahme Abyssiniens der Pflug nicht über die Sahara vordringt. Wann und unter welchen Umständen Esel und Pferd zuerst gezähmt wurden, ist durchaus dunkel. Hahn hält den Esel für das ältere und der westasiatischen Zivilisation angehörige Hausthier, das Pferd für ein jüngeres. Nach Nehring ist der Vorfahre unseres gemeinen Pferdes das wilde Diluvialpferd Europas, wenigstens unzweifelhaft später aus Centralasien Pferde mit Reiterwölfen herüberkamen. Das Kamel stammt wahrscheinlich aus den Wüsten Centralasiens, und wilde Kamele giebt es noch heute in Thibet. Gezähmt wurde es gewiß zuerst von wandernden Völkern, die vielleicht etwas Landwirtschaft trieben, aber hauptsächlich von der Jagd lebten. Beim Vordringen nach Westen hat seine Zucht wahrscheinlich in Iran lange Zeit Halt gemacht, wo sich, durch die Föhrung begünstigt, nach Ansicht von Hahn die einbaldige Form herausbildete. Sie verbreitete sich bald unter den Beduinen zwischen Euphrat und Mittelmeer sowie in Mittelarabien, wo das Dromedar endlich sogar eine Grundbedingung für die Existenz der Beduinen wurde. Nach Afrika kam das Kamel erst im Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Hahn betont, daß das Kamel zwar ein ausgesprochenes Wüstensthiere sei, aber man dürfe nicht glauben, daß es in der Sahara etwa in großer Menge vorhanden sei. Die bedeutendste Rolle spielt es noch im Norden derselben, während im Süden zum Theil Pferde und Rinder wichtiger sind. Das Schwein wurde früher auf das Dorfschwein zurückgeführt, allein Nehring hat nachgewiesen, daß letzteres nur ein durch primitive Züchtung degenerirter Abstammung des gemeinen europäischen Wildschweins und somit dieses der eigentliche Stammvater des heutigen Schweins ist. Das Kaninchen scheint von Südwesten hergekommen zu sein, und seine früheste Erwähnung spricht von Verwüstungen, die es auf den Balearen Inseln angerichtet; verwildert hat es bis jetzt überall Zerstörungen angerichtet, und wo man es thörichterweise eingeführt, ist es zur Landplage geworden. Australien und Neuseeland wissen davon zu erzählen. Wann das Renntiher unter die Hausthiere aufgenommen worden, ist unbekannt; die erste Erwähnung desselben fällt in die Zeit Alfreds des Großen. Seine Hauptnützlichkeit besteht für die nomadischen Völker der Polargegenden als Transportthier. Eine Erzeugung der altpersianischen Kultur ist die Züchtung des Lamas und des Meerschweinchens.

Aus dem Vogelgeschlecht ist nach

Hahn wahrscheinlich das beste Hausthier, und er nien für ihr Stammland. Mer lernen die Benutzung gegen Ende des ersten Jahr unserer Zeitrechnung von den Vorfahren am Niederrhein. Wann die Gänsefeden zuerst zum Schreiben benutzt worden, ist unbekannt, das Alterthum hat nichts davon gewußt; der Federkiel erscheint plötzlich bei den Kelten und Germanen und bald wurde die Gans ausschließlich Lieferant desselben. Adler, Raben- und Krähenfeden, vereinzelt auch solche aus den Flügeln des Pelikans, werden zwar im frühen Mittelalter erwähnt, spielten aber keine wesentliche Rolle.

Die Hausente stammt von der wilden Ente; sie scheint kurz vor Anfang unserer Zeitrechnung zuerst gezüchtet zu sein. Das Haushuhn taucht nach Hahns Untersuchungen in unsern westlichen Gebieten zuerst um die Zeit der Perserkriege auf und übertraf als Nutzvogel bald die Gans. Es stammt sehr wahrscheinlich aus Indien und dem malaisischen Archipel. Von griechischen Schriftstellern erwähnt das Haushuhn zuerst Theophrast. Aristophanes bezeichnet den Hahn als den „persischen Vogel“. Von Griechenland kam das Huhn nach Sicilien und dem Festlande von Italien. Zur Zeit, als die Römer am Rhein und an der Donau auftraten, waren in Mitteleuropa Haushühner schon ziemlich verbreitet. Bereits Cäsar traf Hühner bei den Briten an, bemerkt aber, daß sie das Verpflegen dieser Thiere für unerlaubt hielten. Mehrwüthigerweise wird auch in einem altindischen Gesehbuche das Verzehren von Hühnerfleisch verboten, und bei den Persern galt das Töbten eines Huhns als schwere Sünde. Von größter Wichtigkeit war im Alterthum der Hahn als Vertilgung bestimmter Nachtvögel durch Krähen, und diese Bedeutung behielt er auch bei den christlichen Mönchen. In Europa haben erst die Schlaghühner ihn aus dieser praktischen Stellung verdrängt und nur symbolisch auf den Spigen der Kirchthürme gelassen. Aber noch die Spanier nahmen Hühner mit nach Amerika, um die Nachtzeiten zu markiren, und es fiel ihnen auf, daß die Thiere in der neuen Welt nicht mehr so pünktlich krähten als zu Hause. Im Orient dient der Hahn auch jetzt noch zu diesem Zweck, denn es wird erwähnt, daß große Karawanen gewöhnlich einen recht schönen Hahn mit sich führen, dessen Krähen den Aufbruch der Reisenden regelt. Die allgemeinen Ergebnisse, zu welchen Dr. Hahn bezüglich der Hausthiere kommt, sind folgende: Der älteste Genosse des Menschen ist der Hund, der aus der Vermischung mehrerer verwandter Thiere hervorging. Er stellt aber nur selten einen ökonomischen Faktor dar. Das früheste wirtschaftliche Hausthier der östlichen Erdhälfte war das Rind; ihm folgte mittelbar als Milchthier die Ziege, weiterhin das Schaf. Das erste Transportthier war der Esel, ihm folgten Kamel und Pferd. An die Transportthiere, wohl mehr wie an das Rind, lehnt sich das Renntiher. Das einzige Saugthier, das nur seines Fleisches wegen gezüchtet wird, ist das Schwein. All diese Thiere, mit Ausnahme des Renntihens, haben sich in einem Gebiet zusammen gefunden; erst weiterhin beginnt sich ihre Zusammenhang zu lockern. Es ist daher anzunehmen, daß ein Kulturkreis sie alle umschließt und ein engeres Gebiet das Vaterland der ersten Hausthierzähmung, das Ursprungsland unserer ganzen Kultur war. Hier wurden Rind, Ziege, Schaf, Esel und Schwein gezähmt. Hypothetisch geht Dr. Hahn dieses Gebiet in das Stromland des Euphrat und Tigris. Umliegende Gebiete übten dann einen gewaltigen Einfluß aus besonders durch Pferd und Kamel, welche sie brachten. Die andern Hausthiere gingen aus andern Gebieten hervor und ihre Zucht entpang, soweit es sich nicht um Anlehnung handelt, ganz andern Beweggründen. Die Vögel sind nach Dr. Hahn von Anfang an nicht des unmittelbaren Nutzens wegen gezähmt worden, erst später erlangten sie wirtschaftliche Bedeutung; nur der Rormoran wurde seines Nutzens wegen zum Hausthiere gemacht. Von drei Fischarten sind zwei von den Chinesen gezähmt worden, um ihrem Schönhheitsbedürfnis zu genügen. Das einzige Insekt, welches Hausthiere wurde, der Seidenraupenmutterling, ist ebenfalls chinesischen Ursprungs; die Biene soll erst nach Hausthiere werden. Vom Laien werden Hausthiere und zahme Thiere meist nicht unterschieden, und doch besteht zwischen beiden ein fundamentaler Unterschied. Hausthiere entstehen erst dadurch, daß gefangene Thiere sich fortpflanzen, was bei wilden Thieren in der Gefangenschaft nur sehr ausnahmsweise der Fall ist. Seit den ältesten Zeiten spielt der Elephant eine große Rolle in der Kultur des Orients, allein er ist nur Gebrauchsthiere und kein Hausthiere, denn alle in Vorder- und Hinterindien benutzten Elephanten sind im Urwald eingefangen worden und der Bestand an diesen Gebrauchsthiere wird lediglich durch Einfangen erhalten werden. Von dem erwähnten Gesichtspunkte aus erklärt sich nun auch, weshalb die Zahl unserer Hausthiere so klein geblieben ist im Gegensatz zu der überaus großen Anzahl der Säugthiere und Vogelarten, von denen Individuen in der Gefangenschaft des Menschen gerietzen, ohne daß irgend eine Zucht daraus entstand.